

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 194.

Samstag, 21. August.

1915.

(5. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Herf! Bobemer.

(Nachdruck verboten.)

Als er an seiner Wohnung vorritt, stürzte Karolef sehr schnell aus der Haustür. Das kam daher, weil er aussehen durfte, wie Herr Angraß mit seiner Frau die von Fräulein Würmeling geschenkte Flasche Sekt tranken. Das heißt, er sah bei einer „Stange“ Schnaps, aber nicht dem, den der Herr Leutnant bekam, wenn er die Miete mit Zubehör brachte, so eine Masurenkehle legte Wert auf eine anständige Schärfe, für „labriges Zeug“ hatte er kein Verständnis. Und als Abendbrot war auch noch ein anständiges Stück Leberwurst abgefallen. Noch auf beiden Backen kauend, hielt er Trensenzügel und Bügel, während sich sein Herr aus dem Sattel schwang. Bis das geschehen war, hatte er das große Stück Leberwurst hinuntergewürgt.

„Der Leutnant ist sich gnädiges Fräulein aus Düsseldorf mit von Oberleutnant von Rauschenberg spazieren gefahren!“

Das war ja famos! Der Rauschenberg hatte natürlich guten Tag! gesagt, als er von Tantschens Anwesenheit erfahren hatte, der würde sie schon zum Vachen bringen. Und das war jetzt von größter Wichtigkeit... Heini Klebenich ging hinauf in seine Wohnung, schloß den Schreibtisch auf, nahm aus ihm einen Umschlag, aus dem er prüfend ein Schriftstück hervorzog und steckte es ein. Dann ging er wieder fort. Sinein in das Städtchen bis zu einem Hause, an dem ein Porzellan-schild hing, aus dem stand:

Justizrat Sellermann,
Rechtsanwalt und Notar.

Er wurde gleich empfangen. Mit dem Justizrat, einem alten, unverheirateten Herrn mit langem weißen Bart, saßen die Offiziere des Regiments oft am Honorarentisch im „König von Preußen“ zusammen.

„Sie, Herr Leutnant? Ein seltener Gast in diesen Räumen. Na, was ist denn los?“

„Eine ganze Menge hab' ich auf dem Herzen! Also erstens, wie groß ist die zweite Hypothek auf Laupisch-keim?“

Daß sich der Leutnant Klebenich für Fräulein Böhmer interessierte, war Stadtgespräch. Der Justizrat schob die goldumrandete Brille auf die Stirn und kniff die grauen Augen klein.

„Da müssen Sie ein bißchen deutlicher reden, Herr Leutnant. Hier herrscht nämlich das Amtsgeheimnis. Obgleich es eigentlich keines ist, denn es gibt für jeden Mittel und Wege, Einsicht in das Grundbuch zu nehmen!“

Einen Augenblick runzelte Heini Klebenich die Stirn. Ach was, der Justizrat hatte soeben vom Amtsgeheimnis geredet und ohne seine tätige Hilfe ließ sich die ganze Geschichte überhaupt nicht machen.

„Ich bin eventuell nicht abgeneigt, die zweite Hypothek zu erstehen! Aber da muß ich doch erst wissen, wie hoch sie eigentlich ist!“

„So, so“, sagte der Justizrat und trommelte mit seinem Bleistift auf einem Aktendeckel herum. „Es

scheint mir also, als ob Sie mit Herrn Böhmer darüber noch gar nicht Rücksprache genommen hätten!“

„Nein, das hab' ich nicht und will ich vorläufig auch gar nicht, deshalb komme ich ja zu Ihnen!“

Genau so hatte sich der Justizrat die Sache gedacht. Böhmer hatte wieder einmal seinen Dicksopf aufgesetzt. Dem zu helfen, aber lohnte sich. Er hatte dessen gerichtliche Angelegenheiten alle geführt und wußte, wie sich der Mann seiner Haut immer gewehrt. Und wenn er ihm aus seiner schlimmen Lage mit heraushelfen konnte, tat er es von Herzen gern.

„Also die zweite Hypothek beträgt neunzigtausend Mark zu fünf Prozent! Das heißt, sie ist am 1. April abgelassen und nicht erneuert worden. Nun sitzt dem guten Böhmer das Messer am Hals!“

„Gott sei Dank, daß sie nicht höher ist“, sagte der Heini Klebenich, atmete erleichtert auf und zog aus dem Armel seines Überrocks ein Schriftstück. „Das ist mein Depositenchein! Ich habe auf der Königsberger Vereinsbank ungefähr hundertdreißigtausend Mark liegen. Da könnten wir dem Inhaber des Hypothekenbrieves die Summe wohl sofort auszahlen!“

Der Justizrat lachte und rief sich dabei die Knie.

„Freilich könnten wir das, Herr Leutnant! Aber da muß ein neuer Hypothekenbrief ausgestellt werden, auf den Inhaber!“

„Meinen Namen darf Herr Böhmer keinesfalls erfahren, wenigstens vorläufig nicht“, sagte Heini Klebenich mit rotem Kopfe.

„Ist auch gar nicht nötig! Ich fahre mit Ihrer Vollmacht zur Vereinsbank nach Königsberg und Sie werden hier nach meinem Diktate einen Brief an die Direktion schreiben, Besitzer des Hypothekenbrieves wird die Vereinsbank und die zediert ihnen das Instrument, die einfachste Sache von der Welt! Eine Schiebung zu sehr löblichem Zweck — einmal ausnahmsweise, denn Herr Böhmer wird sich halten, wenn er die zweite Hypothek bekommt. Die Zinsen hat er immer pünktlich gezahlt, ich weiß das! Ja — und die Rückzahlung! Ich denke, Herr Leutnant, in zehn Jahren wird es der Besitzer von Laupischkeim wissen, wer der eigentliche Besitzer des Hypothekenbrieves ist!“

Der Justizrat lachte und rief sich vergnügt die Hände, Heini Klebenich aber blieb ernst.

„Die Sache eilt! Würden Sie die Güte haben und mir den Brief an die Direktion diktieren und morgen früh nach Königsberg fahren?“

„Aber natürlich! Sonst treibt die Munkerei noch ganz unnützerweise üppige Blüten! Und den weiteren Schlichtungsplan besprechen wir auch gleich!“

Als Heini Klebenich eine Stunde später nach Hause kam, fuhren gerade Tantschen und Rauschenberg vor. Es dämmerte schon stark, sie trauten ihren Augen nicht.

„Ja, guck' Sie nur, ich bin's wahrhaftig! Laupischkeim hab' ich nämlich für heute aufgegeben. Solche Opfer bring' ich dir, Tantschen!“

Und dann aßen die drei zu Abend und nachher wurde „Barnunft“ gepredigt. Der Heini lachte aber seelenbergnügt dazu, ihm war ganz leicht ums Herz geworden.

„Ihr habt ja so recht! Wäre ich sonst jetzt hier? . . . Was seht ihr mich so komisch an? Passt auf, ich bleibe auch morgen zu Hause. Und wie wäre's nun mit mindestens zwei Flaschen Sekt? Denn zum Trinken hast du ihn doch mitgebracht, Tantchen?“

Die traute dem Landfrieden natürlich noch lange nicht. Aber es war Zeit gewonnen, das blieb jetzt die Hauptsache. Wenn man den Heini vorsichtig nahm, dann würde er schon vernünftig werden. Denn das war doch überhaupt nicht die richtige Liebe, wenn man sich vier, fünf Jahre kannte und auf einmal entdeckt haben wollte, daß man ohne einander nicht leben konnte.

Der Mittergutsbesitzer Böhmer hatte seine Diefie durchpariert, als der Leutnant Klevenich zurückgeblieben war und hatte sich umgesehen. Nun ritt er heim mit hängendem Kopf. Es war das beste so — es mußte sein. Sich von seinem zukünftigen Schwiegerlohn über Wasser halten lassen — ach nein! Da entstanden im späteren Leben nur Verdrießlichkeiten. Und diese Verdrießlichkeiten wirkten zurück auf die Ehe. Also beizeiten den scharfen Trennungsschmerz gezogen. Das Herzeleid war jetzt gerade groß genug. Lieber alles auf einmal runterschlucken. Ein Unterkommen würde sich für ihn schon finden. Zigarren, Schnaps oder Brisketts brauchte er hoffentlich nicht als Agent verkaufen. Als Landwirt hatte er etwas los. Und seine Bücher waren in Ordnung, da konnte er nachweisen, daß er „durch höhere Gewalt“ zusammengebrochen war. Mit reichlich Betriebskapital ein Gut hochzubringen, das war kein Kunststück. Aber sich durchzuwürgen, die Geschwister seiner Frau auszahlen und die Hypothekenzinsen oben-drein pünktlich begleichen, trotz schlechter Ernten und Seuche, dazu gehörte eine ganze Menge.

Und wenn er nun trotzdem zur Strecke gebracht wurde, so mußte das mit ganz reinem Gewissen doch zugetragen sein. Freilich, runter von dem Lande, das man mit seinem Schweiß geübt, das tat furchtbar weh. . . . Seine Frau hatte sich im letzten Augenblicke an ihre Geschwister gewandt, die beiden Brüder, die Staatsbeamte geworden waren, hatten geschrieben, ihre Kinder wären herangewachsen, die Söhne studierten, da brauchten sie selbst jeden Pfennig. Und ihre Schwester war nach Baupischkeim gekommen, hatte die Hände gerungen: „Unser schönes Stammgut, unser schönes Stammgut! Eltern und Großeltern liegen hier begraben, ach nein, was ist das für ein Elend!“

Aber geholfen hatte sie auch nicht. Allein hätte sie es auch nicht können, die drei Geschwister zusammen aber wären dazu imstande. . . . Er war der Dumme gewesen, nur nicht die Schuld bei anderen suchen. Viel zu hoch hatte er Baupischkeim übernommen. Wenn einer verliebt ist bis über beide Ohren, wie er es war, der sagt leicht Ja und Amen, wenn sein Herzenswunsch nur in Erfüllung geht. . . . Seine gute Greta! . . . Daß er's der im Leben nicht besser hatte schaffen können, das war das Allertraurigste. Die hatte sich mit ihm rumgeschunden die vierundzwanzig Jahre, vor der Zeit waren ihre Haare grau geworden — und nun mußte sie sich doch noch in ein anderes Leben finden! . . .

Und der Kerl, der die zweite Hypothek an sich gebracht, spannte Seide aus seinem Unglück. Der hatte Geld, sehr viel Geld, aber der wollte Baupischkeim haben, es aufteilen an landhungrige Bauern gegen langfristige Kredite. Die armen Kerle, die auf den reinfielen. Ihr Lebttag würden sie sich abschniden müssen, um Zinsen und Abtrag bezahlen zu können. Fronen mußten sie! Und wenn einer seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, dann runter mit ihm von der Scholle. Es fanden sich schon andere, die sich drängten, fronen zu dürfen. Reibeigene hatten es früher

besser gehabt. Denn ihr Herr hatte Interesse daran, daß sie satt wurden, arbeitsfähig blieben.

Diese Güterparzellanten, die der so guten, staatlichen inneren Kolonisation ins Handwerk pfluschten, waren mitunter die reinsten Ausplünderer. . . . Und wenn er's in Ruhe überdachte, war's für manchen ganz gut, man bekam keine zweiten Hypotheken mehr. Da hörte doch die Fron auf. Da konnte keiner mehr den Herrn spielen, der in Wahrheit schlimmer dran war als ein Knecht. Der Knecht konnte gehen, wenn ihm etwas nicht passte, „der Herr“ aber war mit goldenen Ketten gebunden! . . . Was schon diese Spintifizerei half! Den Kopf warf der Rittergutsbesitzer Böhmer in den Nacken, ein paar Tränen rollten in seinen langen Bart. . . . Und sein Emmichen! Sein Einzigstes! Die hatte den Leutnant Klevenich schon lange lieb. Er aber hatte es nicht gemerkt. Der war ein munterer Bursch und hatte wahrscheinlich mit keinem Atemzug ans Heiraten gedacht. Seit dem Fall, den das Offizierkorps der Ulanen im vorigen Winter gegeben hatte, war da aber ein Umschwung eingetreten. Alle paar Tage kam der junge Offizier nach Baupischkeim geritten und war zufrieden mit dem gewesen, was Küche und Keller hergegeben hatten! . . .

Eine innere Stimme hatte ihn damals gemahnt: Geh nicht auf den Fall! Wer weiß, ob du eine neue zweite Hypothek bekommst, und wenn du dann abgehastert wirst, so heißt's: Du hast dir einen reichen Schwiegerlohn eingefangen wollen! . . . Aber das Mädel hatte so gehetzt, schändete sich den ganzen Tag mit in der Wirtschaft herum, das Vergnügen hatte er ihr nicht abschlagen können.

In den Wirtschaftshof bog er ein, da stand sein Emmichen am Fenster. Sein Herz krampfte sich zusammen. Sie hatte natürlich gehofft, der Leutnant Klevenich würde trotzdem kommen. Armes Kerlchen, aber in jungen Jahren sterben die wenigsten am gebrochenen Herzen. Das kommt erst viel, viel später.

Der alte Kutscher kam auf seinen wackligen Beinen herbei, um die Diefie in den Stall zu führen. Der Mann hatte schon seinem Schwiegervater lange gedient, das Allgemeine Ehrenzeichen schmückte seine Brust. Den jagte natürlich der Güterparzellant mit vom Hofe. Solche Leute können keine steif und morsch gewordenen Knochen mehr gebrauchen. (Fortsetzung folgt)

22 = Lesefrucht. = 22

Es gibt einen praktischen Maßstab für das Unglück, der selten trübt. Sobald einem etwas Unangenehmes widerfährt, so frage man sich: werde ich über ein Jahr noch daran denken? Wird es dann noch Einfluss auf mein Schicksal haben? Ruht man diese Frage mit Ja beantworten, so ist das ein Unglück zu nennen. R. F. F. v. Kokebue.

Kriegshumor aus der Kinderwelt.

Der Weltkrieg hat auch in das Leben und Denken unserer Kinder mit beherrschender Gewalt eingegriffen. Alles wird auf ihn bezogen, Ernst und Spiel stehen unter seinem Zeichen. Daß dabei auch mancher merkwürdige Einfall mit unterläuft, zeigt ein reizvolles kleines Buch, das in diesen Tagen unter dem Titel „Die Kinder und der Krieg“ bei Georg Müller in München erscheint und das durch eine Sammlung ihrer Aussprüche, Taten, Opfer und Wiber uns zeigen will, wie die Kinder den Krieg sehen. Wir geben aus der reichhaltigen Zusammenstellung einige bezeichnende Proben wieder. Zunächst aus dem ersten Kapitel einige Kinderworte: Erleichtert. Eine Mutter erzählt: Auf dem Wege ins Geschäft, in Begleitung meiner kaum vierjährigen Luise, begegnet uns eine größere Anzahl Verwundeter. Klein Luise tritt auf einen der Krieger zu und fragt: „Ist da der Hindenburg dabei?“ Der Soldat (lachend): „Nein, mein Kind!“ Aufatmend antwortet Luise: „Gott sei Dank, der muß erst noch Rußland erobern!“ — Sie „lügen“. Uns wird geschrieben: Ein neunjähriges Mädchen sollte im Religionsunterricht die zehn Gebote aufzählen, blieb aber beim fünften stehen. Der Religionslehrer suchte ihm nachzuhelfen mit

der Frage: „Nun, liebes Kind, was tun denn unsere Feinde, die Engländer und Franzosen, gegen unsere Soldaten?“ — „Sie lügen“, war die prompte Antwort. — Onkel Dadi. Der Onkel Karl hatte im Gefecht mit Franzosen einen Weinschuß davongetragen. Bevor er aufs neue ins Feld rückte, machte er uns seinen Abschiedsbesuch. Unsere Kinder, die den „Onkel Dadi!“ — so genannt wegen seiner ausschweifenden Weinel — sehr gern mochten, brannten darauf, einen leibhaftigen Helden zu sehen und seinen Verichten zu lauschen. Und Onkel Karl erzählte . . . unter anderem auch, daß die Franzosen nicht sonderlich gut treffen. Sofort platze unser Jüngster heraus: „Ja, das sieht man, Onkel Karl!“ — „Was?“ fragte der Onkel verblüfft, „was willst du denn sehen, Junge?“ — „Da“, sagte der Kleine triumphierend, „wenn sie gut schießen täten, nachher hätten sie dir doch zwischen den Beinen durchschießen müssen!“ — Sie stillt die Soldaten. Häschen weiß, daß seine Mutter dem kleinen Schwesterchen Milch zu trinken gab und daß man das „stillen“ nennt. Jetzt ist die Mutter damit beschäftigt, die Durchreisenden auf dem Bahnhof mit Kaffee, Milch und dergleichen Erfrischungen zu versorgen. Eines Tages fragte eine Bekannte ihn auf der Straße: „Na, Häschen, was macht denn deine Mama?“ — „Die stillt die Soldaten!“ entgegnete Häschen stolz. — Der Landsturm. Die kleine Anne stridt eifrig an etwas „Wolligen“. Auf die Frage, was es werden soll, sagt sie: „Strümpfe!“ — „Für wen denn?“ — „Für die Soldaten, damit sie nicht frieren, wenn der Landsturm kommt!“ — „Lieberes haben. An Vetter Franz soll wieder mal ein Liebesgabenpaket abgesandt werden. Auch Fräulein, der kleine Mann, beteiligt sich mit einem geheimnisvollen, dicht in Papier gewickelten Etwas daran und ist trotz allem Zuredens nicht zu bewegen, das Inkognito der Spende zu lüften. Erst, nachdem die Sendung abgegangen, entdeckt „Mutti“ zu ihrem Entsetzen, daß ihr hoffnungsvoller Sprößling die deutsche Armee mit seinem gesamten Vorrat an Lebertran versorgt hat. — Ehrliche Arbeit. Karlchen, der Sohn eines Reservisten, antwortet auf die Frage: „Was macht denn dein Vater?“ mit berechtigtem Stolz: „Mein Vater arbeitet jetzt im Krieg.“ Ein zweites Kapitel handelt vom Kriegsspiel: Keine Sorge. Der kleine Ernst, dessen Vater im Krieg ist. Kommandiert beim Kriegsspiel plötzlich: „Frühstückspause!“ Allgemeines Durcheinander der Kinder, ob es im Krieg wohl eine Frühstückspause gibt. Darauf der kleine Ernst stolz: „Mein Vater hat gesagt, die Russen sind immer betrunken, da können wir ruhig mal ordentlich frühstücken!“ — Er will keine Drecks. In einer Straße des Berliner Westens das übliche Bild Soldaten spielender Kinder. Einen vierjährigen Knaben aus unserem Hause frage ich: „Spielst du Russe, Willi?“ Darauf die prompte Antwort: „Ne, dreschen lasse ich mir nicht!“ — Au weh! „Also, Willi, ich bin Preuße, Erwin ist Bayer, Justav ist Sachse und du, Otto, bist Franzose!“ — „Au, Bude, da werde ich mir aber erst 'n Pappdedel unterlesen!“ — Auch ein Neutraler. Ich stand am Wege und sah einem Rudel von Jungen zu, die nach allen Regeln der Kunst auf einem Bauplatz Schützengräben auswarfen und Hindernisse und Verhaue bauten. Da waren alle möglichen Gesellschaftsklassen und die Jahrgänge zwischen fünf und fünfzehn vertreten. Hinter einem Baum stand ein Knirps von etwa 6 Jahren, lugte nach allen Seiten hin aus und hielt das Gewehr im Anschlag. Er sah so drollig aus, daß ich an ihn heranging und fragte, aber denn schon eine Charge habe? Der Kleine guckte mich verständnislos an, da sagte ich: „Sag, bist du ein Korporal?“ Worauf er stolz erwiderte: „Nein, ich bin neutral!“ Aus dem Abschnitt Schüler und Schule seien die folgenden Stilproben aus Kriegsschulaufgaben mitgeteilt: „Haben die Soldaten viel Kommisbröt, dann liegt es in allen Winkeln herum, haben sie aber keins, dann essen sie jedes Krümchen auf.“ Der Mann war schon sehr ermüdet vom langen Ritt und ließ sein Pferd langsamen Schritt machen.“ „Die Russen verlieren allmählich einen festen Fuß nach dem andern.“ „Nach der Schlacht kann man Pferde herumlaufen sehen, denen drei, vier und noch mehr Beine abgeschossen sind.“ Auch die Fortbildungsschüler lieferten einige köstliche Beiträge zu unserm Thema: „Die ganze Stadt war mit traurigen Gesichtern versehen.“ „Das war für meine Eltern ein erbitterter, aber nie vergessener Abschied . . .“ „Es sind sieben Schwerter, die sich gegen Deutschland empören . . .“ „Mit Gottvertrauen und Opfergeist fingen wir das Schlachtfeld an . . .“ „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie ein Kruppisches Geschöß, von dem niemand was weiß!“ (42er).

Aus der Kriegszeit.

Aus dem besetzten Mitau. Dem Briefe einer Deutsche haltin sind die folgenden Zeilen entnommen: „Endlich, endlich habe ich die Möglichkeit, Dir zu schreiben. Alle Deine Lieben sind gesund. Dein Bruder ist verschickt. Als, was Söhne in der deutschen Armee hat, wurde verbannt. Viele andere übrigens auch. Es ist uns in Mitau immer noch, als träumten wir! Vorgestern, von halb drei morgens an, ein Höllenpektakel: Die Russen sprangten von ihrem Abzuge noch, was zu sprengen war: Gefrisen, Brücken, Bahnhof, Holzpläne, auch solche, die mitten in der Stadt lagen, wurden in Brand gesetzt. Bei stärkerem Winde wäre wohl die ganze Stadt in Flammen aufgegangen. Es sah schaurig, großartig aus, war aber einschießlich. Und wir standen wie erstarrt auf, als endlich, ich glaube gegen zwei Uhr mittags, in das Geschehen des Sprengens sich das Pfeifen der Schrapnells mischte. Während des ärgsten Schießens saßen wir im Keller. Und als sich gegen vier Uhr die ersten Widelhauben zeigten, haben wir alle vor Freude geweint. Was wir seit einem Jahre so heiß ersehnt und erbetet haben, ist nun endlich wahr geworden. Wir sind deutsch und bleiben es mit Gottes Hilfe doch wohl auch. Dem armen Miga stehen noch ein paar schwere Tage bevor; denn wenn die Reiter nicht bald kommen, so besteht die Gefahr, daß Kosaken und Letten zusammen ein Deutschenmassaker in Szene setzen. Hier stand ein solches auf dem Programm, und zwar für die Nacht auf Montag. Da kamen am Sonntagnachmittag die Deutschen. Der Herrgott hat es so wunderbar gemacht, daß wir ihm gar nicht genug danken können. Bei dem Bombardement und vorher bei den Taten der Kosaken, ebenso wie bei den deutschen Luftschiffbomben, ist kein hiesiger Deutscher verletzt worden. Die Befreiung kam gerade am Jahrestage der Kriegserklärung, und noch dazu an einem Sonntag, wunderbar! Wir hatten hier das Pflückschreiben ganz verlernt; alle Briefe wurden zensiert, und in der letzten Zeit durfte man nicht deutsch schreiben. Französische und englische Briefe gingen erst nach Petersburg oder Wilna zur Zensur. So kannst Du Dir denken, wie wenig man zum Schreiben Lust hatte. Auf den Straßen und in den Läden deutsch zu sprechen, war übrigens auch seit Monaten verboten und dem letzten Denunziantentum damit Tor und Tür geöffnet. Dieses Rad ist mir jetzt noch verächtlicher geworden, als es seit 1905 war. Als im April die Deutschen in der Nähe waren, hingen sich die Letten an unsere Rodschöhe und baten: Wir möchten doch um des Himmels willen ein gutes Wort für sie bei den einrückenden Deutschen einlegen. Ein großer Teil lief aber auch davon. Und viele arme, kleine Kinder sind damals in den kalten Nächten elend in den Wäldern verkommen.“

Das kölnische Wasser und die russische Volksseele. Der Mas des Jaren, der den Verkauf alkoholischer Getränke im russischen Reich verbietet, hat merkwürdige und zum Teil unerwartete Folgen gezeitigt. Viele russische Blätter behaupten zwar, daß das Alkoholverbot die Bauern zur Sparsamkeit und die jungen Leute zu erstem sittlichem Eifer erziehe. Aber die „Nevoje Wremja“ hat eine Entdeckung gemacht, die wirklich verblüffend ist: das Alkoholverbot hat die breiteren Volksschichten zu — Fanatikern der Reinlichkeit gemacht! Die Kleinbürger, ja selbst die Arbeiter drängen sich zu den Drogerien, Apotheken und Parfümläden, um alle Arten Schönheitswasser, Parfüm, besonders aber kölnisches Wasser zu erstehen. Und man fragt sich mit Staunen, was der Grund sein mag, daß die einstigen Trinker, die sich nicht nur wenig um die Pflege ihres Körpers kümmerten, sondern sogar die ihrer Seele verabsäumten, plötzlich nichts Besseres zu tun wissen, als wohlriechende Essenzen einzukaufen. Ein Mitarbeiter des Petersburger Blattes hat des Rätsels Lösung gefunden. Er erzählt: „Als ich mich dieser Tage in einem großen Parfümgeschäft befand, bemerkte ich unter den Käufern eine Menge mehr als einfacher Leute. Besonders fiel mir ein Arbeiter auf, der — ungewaschen, ungeläutet und schmutzig — mehrere Flaschen kölnisches Wasser davontrug. Ein Verkäufer erklärte mir, daß dieser Mann aus dem Volke ein ständiger Kunde sei, und daß er mehr kölnisches Wasser laufe als eine verwöhnte Primadonna. Erstaunt fragte ich, ob der Arbeiter sich bloß mit kölnischem Wasser wasche. Die überraschende Antwort lautete: allerdings tut er das — aber nur innerlich!“ . . .



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur.

„**Poesie des Krieges.**“ Zum Besten der Kriegsfürföhrer. Von Alfred Wiese. (Verlag G. Grote, Berlin.) Die Sammlung ausgewählter Kriegslit. will die hell- lodernde Begeisterung der Kämpfer im Felde und daheim pflegen helfen. Sie will den reinen Geist, der Not der Stunde entsprungen, mit hinübertragen in alle Zukunft. Der be- kannte Literatur-Historiker Wiese ging bei seiner Auswahl davon aus, daß ein deutsches Gedicht noch immer als Sang aus dem Herzen gequollen ist, als eine Himmelsgabe, die äußeres und inneres Erleben, Welt und Seele zu einer Ge- fühlseinheit zusammenschließt. So gibt Wiese denn vor allem die Lyrik dieser großen Zeit. Die besten Dichtungen aus der großen Fülle des literarischen Schaffens in den letzten Monaten sind hier vereinigt. Die Sammlung wird von einem tiefgefühlten Vortrag Wieses, der dartut, wie auch der Krieg seine Poesie hat, eingeleitet.

2. Teil. **Neue Kriegsgedichte: „Der Tag des Deutschen.“** 2. Teil. Rudolf Presser. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) An Form und Inhalt sind diese Dichtungen das Beste mit, was das Kriegsjahr uns schenkte.

„**Bayerische Schneid.**“ Erzählung aus dem Weltkrieg von Arthur Achleitner. (Sammlung Thöny 1915.) Der beliebte volkstümliche Verfasser gibt uns in seinem Werk ebenso spannend wie historisch getreu eine lebenswarme Schilderung von der schneidigen Tätigkeit der Bayern im Weltkrieg. Die Details der „großen Dreckscherei“ bei Arras, Maison Blanche, St. Laurent usw. sind zum Teil buchstäblich wahr. Das Buch ist gleich wertvoll als mili- tärarisches Zeitbild wie als Spiegelbild des echten bayerischen Volkstums. Wie sie wirklich sind, schildert uns Achleitner die bayerischen Gebirger und Wälder daheim und im Kriege: derb, wichtig, zuverlässig, mutig, prachtvolle Soldaten.

Romane, Novellen.

„**Tschun.**“ Eine Geschichte aus dem Vorfröhring Chinas von Elisabeth von Gehring. (Witten u. Co., Berlin, Wien.) Elisabeth von Gehring gehört nicht zu den produktiven Schriftstellerinnen, deren Schriften ganze Regale füllen, aber wenn ein neues Werk von ihr erscheint, wird es von ihren Anhängern mit besonderer Aufmerksamkeit empfangen werden. Auch „Tschun“ wird man mit Freuden begrüßen, denn ihre ganze Eigenart, die sich in den „Triefen, die ihn nicht erreichten“, die halbe Welt eroberte, kommt in dem neuesten Roman zu Wort. Anschauliche Bilder aus dem Volksleben Chinas werden dem Leser entrollt, das alte Land tausendjähriger Kultur und Unkultur wird uns vertraut durch die Schilderungen der Baronin von Gehring. Wir werden in die Zeit der Vorkaufstände und der Revolutionen geführt und erleben den Roman eines treuen, kleinen Chinesenjungen nebenbei. Ein kulturhistorisch interessantes Buch. C. S.

„**Die Wildentrainer.**“ Altsteierischer Roman von Alfred Wadernö. (Dresden und Leipzig bei Karl Reikner.) An die einst vielgelesenen und vielgepriesenen Produkte der Bubenstückenromantik erinnern die schwächeren Partien dieses geschichtlichen Romans, man glaubt dann Julius Wolffs Trochäen durchklingen zu hören; aber es ist auch Besseres darin zu finden: stimmungsvolle, von starker Heimatliebe er- füllte Bilder aus der Zeit der Türkenkriege.

„**Bring Nihilisi.**“ Roman von E. A. Bratter. (Marathon-Bücher.) (Verlag von Robert Mankiewicz, Berlin.) Ein gewandter und viel erfahrener Journalist versuchte sich mit diesem in Petersburg und London spielenden Abenteuer- romane, der bei aller Verwegenheit der Motive sich wenigstens von den schlimmsten Geschmacklosigkeiten dieser Gattung frei hält.

Lehrbücher.

„**Am Krankenbett.**“ Praktische Anleitung zur Krankenpflege im Hause. Mit Anhang: Die Pflege und Er- nährung des Säuglings. Von F. Roderich, Ober-Apotheker. (Verlag W. Robach u. Co., Leipzig.) Obengenanntes, eben erschienen Buch wird gerade jetzt in manchem Hause sehr willkommen sein. Krieger, die fürs Vaterland geblutet haben, kehren in ihre Familien zurück und es soll alles aufgeboten werden, um sie zu pflegen und baldiger Genesung zuzuföhren. In anschaulicher Weise zeigt Verfasser wie Kranke und Ver- wundete am besten gepflegt werden, wie man ihren Zustand erleichtert und die Anordnungen des Arztes verständnisvoll zur Ausführung bringt, denn gerade die Krankenpflege ist leider ein Gebiet, auf dem aus Unkenntnis häufig schwere Fehler gemacht werden, die die Genesung des Kranken ge- fährden, oft sogar überhaupt unmöglich machen. In einem besonderen Abschnitt wird die Ernährung der Kranken, Bäder und Sturor be handelt, ferner ist auch der Wasserbehandlung und homöopathischen Heilfunde ein besonderer Abschnitt ge- widmet und ausführlich der Pflege und Ernährung des Säug- lings gedacht. Das Buch „Am Krankenbett“ bildet eine wert- volle Ergänzung zu dem Buche „Die Hausapotheke“ desselben

Verfassers, das vor kurzem bereits erschienen ist und allge- mein große Anerkennung erwarb.

„**Gewerbeordnung.**“ Im Verlag von Emil Roth in Gießen ist in dessen umfassender Sammlung der deutschen Reichsgesetze, in Einzelabdrucken von Geh. Justiz- rat Dr. A. Garais, o. ö. Professor der Rechte an der Uni- versität München herausgegeben, auch die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich nebst allen Verordnungen bis 1909 als Textausgabe mit Einleitung, erläuternden Anmerkungen und ausführlichen alphabetischen Sachregistern in fünfter, gänzlich neu bearbeiteter und ergänzter Auflage mit Nachtrag von 1912 erschienen.

Religion und Philosophie.

Drei Monistische Broschüren, nämlich „Gott-Natur“ von Prof. Gaedel, „Von wahren und vom falschen Idealismus“ von Prof. Fr. Jodlu, „Ernst Gaedel“ von Dr. H. Schmidt, erschienen vor einiger Zeit im Ver- lage von Alfred Kröner, Leipzig. Die letztgenannte Schrift ist ein Vortrag zur Feier von Gaedels 80. Geburtstag. Prof. Jodlu, der bekannte Vorkämpfer des Monismus, legt in seiner kurzen Schrift dar, wieviel Ideales in der monistischen Lebensauffassung liegt. Gaedel selber ergreift in seiner Schrift das Wort, um noch einmal als Schlussarbeit einen kurzen Überblick über die monistische Naturphilosophie zu geben. Dr. G. Sch.

„**Die Welt des Islams**“ von Friedrich Deliusch. (Witten u. Co., Buchverlag-Propaganda.) (Sammlung „Männer und Völker“, Band 3.) Der bedeutende Berliner Orientalist, einst so viel genannt durch den Babel-Bibel-Streit, unternimmt es in dieser großen Zeit des Zusammenschlusses zwischen den Mächten Zentraleuropas und der uralten, jetzt zu neuem Leben sich regenden Kultur des islamitischen Orients, uns diese Kulturwelt in ihrer großen Wirklichkeit wie in den größeren Möglichkeiten darzustellen. Religion und Dichtung, Wissenschaft und Kunst des Morgenlands erfassen wir so unter der Führung der berufensten Gelehrten als Mächte, die auch in der Gegenwart noch Leben und Wert besitzen.

Verschiedenes.

„**In Sturm und Sonnenschein.** Gedichte von Emma Goslar.

„**Unter Palmen.**“ Gedichte von Emma Goslar. (Siegen 1914. Gedruckt bei W. Vorländer.)

„**Isoldes Gottesurteil** in seiner ero- tischen Bedeutung“ von F. J. Meher, Chicago. (S. Varsdorf, Berlin NW. 5. 1914.) Obige Bemerkungen gelten auch für das Buch des amerikanischen Professors Meher, das die „Minneliederlichkeit“ des Mittelalters an Sage und Dichtung zu erweisen sucht. Arme Isold, amer Tristan, wo- für muß euer heiliges Wesen herhalten? r.

„**Die Religionen der Klassiker.**“ Heraus- gegeben von Professor Lic. G. Pfannmüller.

„**Schiller**“ von Lic. Dr. Otto Rauff. Protestan- tischer. Schriftenvertrieb, G. m. S., Berlin, SW. 11.)

Zeitschriftenchau.

„**Franz Schuberts Lebenslied**“, ein Roman der Freundschaft von Jos. Aug. Zug, betitelt sich der neue Roman des „Salonblatt“ (Verlag in Dresden), dessen Vorbesprechung aus der Feder des Verfassers nebst dessen Bild in der soeben erschienenen Nr. 29 enthalten ist. Die neue Nummer enthält außerdem eine sehr interessante Beschreibung des Militär- Lazarets Gültans in Konstantinopel und mehrere aktuelle Artikel aus der Feder bewährter Mitarbeiter. Darunter ist hervorzuheben ein Bericht über die Eröffnung des neuen Kriegsblindenheims in Berlin W. Reiches Illustrations- material führt sehenswerte Ereignisse und Erscheinungen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen vor Augen.

„**Deutsche Kunst und Dekoration.**“ (Heraus- geber Hofrat Alexander Koch, Darmstadt.) Der reiche und fesselnde Inhalt des Augustheftes bringt u. a. die Besprechung zweier Berliner Ausstellungen. Dem Berliner Maler F. A. Westphal widmet sein Malerkollege Max Neumann eine ein- dringliche Würdigung. Für den Darmstädter Bildhauer Antos tritt A. Schmidt mit großer Wärme ein. Im kunstgewerb- lichen und architektonischen Teil des Heftes findet man eigen- artige Keramikarbeiten des Berner Gewerbe-Museums, Er- zeugnisse der Goldschmiedekunst des Berliner Goldschmiedes J. Wilm, ein Wandhaus mit Bildhauerwerkstätte von Professor F. Seel (Berlin) und Arbeiten des Architekten R. Stahl- trach-Berlin und schließlich den schönen Ehrenfriedhof im Walde, den Bibed seinen gefallenen Söhnen errichtet hat. Von Aufsätzen allgemein künstlerischen Inhalts seien noch genannt: Wilhelm Michels „Die mittleren Werte“, Ferner „Elizzen und Studien“ von Professor Schulze-Eberfeld und „Kunst und Biographie“ von Dr. A. Behne.